

Wilfried Geominy, *Das Akademische Kunstmuseum der Universität Bonn unter der Direktion von Reinhard Kekulé*. Verlag Gründer, Amsterdam 1989. 253 Seiten, 16 Tafeln.

Die Arbeit versteht sich als die Fortsetzung des 1982 erschienenen Buches von W. ERHARDT über das Akademische Kunstmuseum unter Welcker und Jahn. Brillant geschrieben, breitet sie in 12 Kapiteln, sachbezogen und nahezu chronologisch aufgebaut, nicht nur eine Fülle von Anregungen zu Person und Anliegen aus, sondern ist in ihrer Interpretation der Dokumente zugleich die Einführung in eine wissenschaftsgeschichtliche Übergangsepoche, wie sie in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. mehr oder weniger die historischen Wissenschaften, insbesondere die Altertumswissenschaft, kennzeichnet. Das wiederum, was sie im einzelnen über Kulturzentrismus und Hauptstadtansprüche gegenüber der Provinz in der Bismarckzeit zutage fördert, gibt ihr fast einen aktuellen Bezug und zwingt zum Nachdenken auch über Bereiche, die man an dieser Stelle am wenigsten erwartet. Die Vorarbeiten, auf denen sie fußt, hatten sich mit Material zu beschäftigen, das nicht immer leicht zu beschaffen gewesen sein kann; daß die Dinge jetzt anders geworden sind und hie und da Ergänzungen sich gleichsam anbieten, mag man dankbar registrieren.

Das Bild ist lückenlos, mag auch für die Person Kekulé selbst an Angaben alles so gut wie ganz ausgespart sein, wobei Verf. auf andere Publikationen verweisen kann. Seit 1870 Außerordentlicher Professor, 1873 Ordinarius für Bonn erstmals ausschließlich in seinem Fache, verkörpert Kekulé sichtbar die Auflösung jener spezifisch Bonner Tradition, einer Einheit der Altertumswissenschaft hin zu einer Spezialisierung, wie sie auch an anderer Stelle mehr und mehr sichtbar wird. Die Zwiespältigkeit seiner Rolle hat er dabei selbst wohl empfunden; die vielfältige Intensität, die sein Wirken kennzeichnet, läßt sich am ehesten als ein Bemühen um Selbstbestätigung verstehen, die mit dem neuen Fache auch die Persönlichkeit selbst betrifft und wohl aus solchen Voraussetzungen am ehesten zu erklären wäre: Mit Recht weist Verf. darauf hin, daß es erst der Nachfolger, Loeschke, ist, unter dem der archäologische Betrieb der Universität seine Selbstverständlichkeit gewonnen zu haben scheint. Neben einer nach wie vor gültigen Bindung an die Tradition steht so zugleich die Funktion des Fachgelehrten, sei es, daß dessen Autorität in eigentlich fachinternen Fragen gefordert ist, wie etwa im Berliner Gipsstreit, sei es, daß er, wie in der Auseinandersetzung um Landesmuseum und Altertumsverein, nach außen die Abgrenzung des wissenschaftlichen Bereiches gegen Dilettantismen oder umgesetzte Sentimentalität verfechten zu müssen glaubt. Zu einem Durchbruch indes kommt er in keinem der Bereiche. Und auch das initiierte Terrakottenwerk, von ihm als der eigentlich rechtfertigende Anschluß der Universität an die großen Unternehmenskomplexe seiner Zeit verstanden, stagniert nach wichtigen Publikationen in den achtziger Jahren noch zu seinen Lebzeiten, da das Deutsche Archäologische Institut vor der Fülle des Materials zu kapitulieren gezwungen ist. Seiner Initiative jedoch ist es zu verdanken, daß die Bonner Klassische Archäologie den Übergang aus einer Welt Humboldtscher Altertumsvorstellung mit ihrer Bemühung um eine ästhetisch bestimmte, ethisierende Ganzheit zu dem Wissenschaftsbetrieb einer folgenden Epoche ohne großes Aufsehen vollzog; über die Verschiebung der Perspektiven und die neue Rolle seines Faches, das zeigt die Arbeit deutlich, war Kekulé sich im klaren.

Auch das Akademische Kunstmuseum in seiner heutigen Form bleibt sein Verdienst: Der detaillierte Bericht (S. 97 ff.) über Genese und Durchführung des Planes von Umbau und Neugestaltung der alten Anatomie ist die zentrale Partie des Buches. Leicht hat sich Kekulé bei all dem seine Aufgabe nicht gemacht, und sein Engagement muß ihn gelegentlich an den Rand seiner physischen wie psychischen Möglichkeiten gebracht haben; man prüfe daraufhin etwa die Kapitel über Gipsstreit, Auseinandersetzungen um die Bonner Verhältnisse oder die Sammlung Fontana. Was hier in einzelnen Kapiteln nacheinander abgehandelt wird, fällt zeitlich zusammen und bedingt eine nicht abreißende Reihe von Kämpfen, Auseinandersetzungen und Reibereien. Die Annahme der Berufung zum Direktor der Skulpturenabteilung in Ber-

lin 1889 – auch sie nicht ohne Verdruß und Schwierigkeiten – gewinnt dabei fast den Charakter einer Flucht nach vorn. Und es wäre vom Psychologischen her nach den Gründen für die Ausgestaltung seines Verhältnisses zu Wilhelm II., dem ehemaligen Bonner Schüler, zu fragen, die nach früheren Zeugnissen von Kekulé's Wissenschaftsverständnis in der Tat Kopfschütteln erregen muß.

Deutlich wird die Schwierigkeit, die sich bereits äußerlich daraus ergab, daß die Ausnahmestellung der Bonner Altertumswissenschaft sich verflüchtigte, ja abgebaut werden mußte. Sie hatte sich nach der Gründung der Universität aus einer besonderen Förderung durch die Regierung in Berlin ergeben. Unter Welcker und Jahn, viele Jahre hindurch von Ritschl flankiert, hatte sich dabei ein Zentrum herausgebildet, das seinesgleichen suchte, auch wenn eine spezifische Interessensrichtung unverkennbar blieb. Es bleibt zu fragen, inwieweit der Philologenstreit in den sechziger Jahren für das Ende dieser Epoche Ursache oder bereits Symptom war. Kekulé jedenfalls war ab 1870 wohl mit den näheren und weiteren Folgen dieses Ereignisses konfrontiert. Seine Aktivitäten, einschließlich des Museumsbaues, seine wissenschaftlichen Vorhaben wie zugleich die Vorstellung von der Aufgabe seines Faches lassen keinen Zweifel daran, daß es ihm in erster Linie um ein Fortleben des Ganzen unter nunmehr anderen Voraussetzungen ging. Aufgabe der Universität in seinem Sinne war dann keineswegs mehr die Menschenformung in jenem humboldtschen Sinne, wie dies bei Welcker noch häufig angeklungen war, sondern die Förderung der Wissenschaft und des Wissenschaftlers in einem neuen, nüchternen Sinne, der nur noch Spezialisten und Fachgelehrte erlaubte. Und ähnlich hatten auch Spekulationen kaum mehr einen Sinn, die auf eine Gewinnung des Landes in einem politischen Zusammenhange abzielten und sich dabei der Institution bedienten, wie dies etwa noch Niebuhr gefordert hatte. Kekulé's Haltung im Gipsstreit wie die Schärfe in der Auseinandersetzung um Altertumsverein oder Landesmuseum scheint im Grunde dennoch nichts anderes als das Bemühen um die neue Rolle seines Faches in einem Gefüge geisteswissenschaftlicher Sinnegebung: Seine Ablehnung dilettantischer Bemühungen in Bereichen, die ihn berührten, wirkt insofern überzogen, als eine wirkliche Methode provinzialarchäologischer Forschung noch kaum entwickelt war und andererseits die apostrophierten Dilettanten eine Lücke füllten, die eines Tages geschlossen werden würde. Die Verhärtung seiner Haltung etwa gegen aus'm Weerth gewinnt dabei fast burleske Züge auch insofern, als Kekulé in der Motivierung seines Terrakottenunternehmens Argumente vorbringt, die von den Ansätzen seines Gegners nicht allzu weit entfernt liegen. So bleibt zu fragen, wie weit er recht hat, wenn er in der Entwicklung der siebziger Jahre, Gründung eines Landesmuseums, Einbringung der Dorowschen Sammlung wie der des Altertumsvereins 1874 in das neue Institut noch eine unselbige Folge der Auseinandersetzungen zwischen Jahn und Ritschl sieht und überdies in der Museumsgründung eine Konzession der Regierung angesichts des Kulturkampfes, für die er Folgen schwerer Art befürchtet: Tatsache war, dies macht Verf. deutlich, daß eine Sammlung der rheinischen Altertümer an der Universität neben dem von Welcker aufgebauten Institut kaum eine Zukunft besaß. Verf. scheint mir übrigens die Wirksamkeit der rheinisch-katholischen Kräfte in der Tat als recht gefährlich anzusehen. Sie waren sicher vorhanden, doch bedienten sie sich anderer Organe der Publikation und auch anderer Vereinigungen. Berlin jedenfalls hat die Gründung des Altertumsvereins 1841 deutlich begrüßt und offenkundig auch dem Projekt des Landesmuseums Vertrauen entgegengebracht. Ultramontane Bemühungen von Gründern und später leitenden Persönlichkeiten des Altertumsvereins sind nicht nachzuweisen, Johann Wilhelm Joseph Braun, der langjährige Vereinsvorsitzende (1847–63) war als Hermesianer immerhin von seiner theologischen Lehrtätigkeit suspendiert. Vorstellen könnte ich mir, daß man sich von Gründungen solcher Art eher das Gegenteil zu Konfessionalisierung und Regionalisierung erwartete.

Die Gestaltung im einzelnen, angeführte Zitate und die Erörterungen des Verf. zu Einzelfragen wie seine Synkrisen (s. bes. die Schlußbetrachtung S. 191) gewähren eine Fülle von Informationen, aber machen die Lektüre des Buches trotz seiner eminent wissenschaftsgeschichtlichen Zielsetzung zum Genuß. Ergänzt wird die Darstellung durch eine Liste der Gipswerbungen des Kunstmuseums unter Kekulé (Anh. I), einem Abriß der Etatentwicklung 1870–1889 (Anh. II) und das Gutachten C. Roberts aus Kekulé's Antrag auf Bewilligung eines Gründungsfonds (Anh. III). Die Tafeln bieten notwendige Ergänzung, wobei die Wiedergabe der Abbildungen nicht die technische Perfektion spiegelt, die das Buch verdiente. Wünschenswert wäre auch ein eigenes Literaturverzeichnis mit vollständigen bibliographischen Angaben; die Abkürzungsliste S. VII und die Angaben der Fußnoten reichen in der vorliegenden Form kaum aus.